

Existenz, Eigenschaft und Wechselwirkung

Eine philosophische Analyse mit kritischer Bewertung und Bezügen zur Philosophiegeschichte

Einleitung

Der vorliegende Text unternimmt den Versuch, grundlegende ontologische Fragen – was existiert, wie ist Existenz erkennbar, was ist Nichts? – von einem relational-epistemologischen Standpunkt aus zu beantworten. Die zentralen Thesen berühren Kernprobleme der abendländischen Metaphysik, der Erkenntnistheorie und der Philosophie des Geistes. Im Folgenden werden die Argumente des Textes rekonstruiert, mit einschlägigen Positionen der Philosophiegeschichte in Beziehung gesetzt und kritisch bewertet.

1. Die relationale Ontologie: Existenz setzt Wechselwirkung voraus

1.1 Das Kernargument

Das zentrale Argument lautet: Ein Ding existiert genau dann (für uns erkennbar), wenn es Eigenschaften besitzt, die mit einer anderen Existenz in Wechselwirkung treten. Daraus folgt, dass Existenz grundsätzlich relational ist – sie ist nie eine solitäre, isolierte Tatsache, sondern stets auf mindestens eine weitere Existenz angewiesen.

1.2 Philosophiegeschichtliche Einordnung

Diese Position steht in einer langen Tradition relationaler Ontologien. Gottfried Wilhelm Leibniz argumentierte in seiner Monadologie (1714), dass die Welt aus unteilbaren Substanzen (Monaden) besteht, die zwar keine direkten kausalen Relationen eingehen, jedoch durch prästabilisierte Harmonie aufeinander bezogen sind (Leibniz 1714, §§ 7–14). Der Text kehrt diesen Gedanken gewissermaßen um: Nicht eine vorausgesetzte Harmonie, sondern die faktische Wechselwirkung konstituiert Existenz.

Noch näher steht dem Argument Alfred North Whiteheads Prozessphilosophie. In *Process and Reality* (1929) beschreibt Whitehead Wirklichkeit als Geflecht von actual occasions, die nur durch ihre Relationen zu anderen Ereignissen bestehen. Existenz ist bei Whitehead immer Prozess und Relation – eine auffällige Parallele zur These des Textes. Auch Ernst Mach vertrat in *Die Analyse der Empfindungen* (1886) eine relationale Auffassung: Dinge sind nur Komplexe von Empfindungen, die durch Wechselwirkungen konstituiert werden (Mach 1886, S. 14–15).

1.3 Kritische Bewertung

Das Argument ist erkenntnistheoretisch überzeugend: Was keinerlei Wechselwirkung entfaltet, bleibt prinzipiell unerkennbar und ist damit – im Sinne einer pragmatisch-epistemischen Ontologie – bedeutungslos. Problematisch ist jedoch die implizite Gleichsetzung von Erkennbarkeit und Existenz. Kants Unterscheidung zwischen Ding an sich und Erscheinung (Kant 1781/1787, KrV B xxvi) mahnt zur Vorsicht: Dass etwas unerkennbar ist, schließt seine Existenz nicht logisch aus. Der Text setzt implizit einen epistemischen Existenzbegriff voraus, ohne diesen explizit zu begründen.

2. Die Emergenz der Zeit aus Veränderung

2.1 Das Argument

Der Text behauptet, Zeit sei keine eigenständige Entität, sondern ergebe sich inhärent aus der Veränderung von Eigenschaften durch Wechselwirkung: Ein Zustand vor und nach einer Änderung konstituiert das, was wir Zeit nennen.

2.2 Philosophiegeschichtliche Einordnung

Aristoteles definierte in der Physik Zeit als "die Zahl der Bewegung hinsichtlich des Früher und Später" (Aristoteles, Physik IV, 11, 219b). Zeit ist bei Aristoteles kein eigenständiges Substrat, sondern das Maß von Veränderung – eine Position, die dem Text inhaltlich sehr nahesteht. Augustinus hingegen verlagerte in den Confessiones (397–401 n. Chr.) die Zeit in die menschliche Seele: "In dir, mein Geist, messe ich die Zeiten" (Augustinus, Confessiones XI, 27).

Im 20. Jahrhundert vertreten Julian Barbour in *The End of Time* (1999) und Carlo Rovelli in *Die Ordnung der Zeit* (2017) ähnliche Thesen: Zeit ist keine fundamentale Größe, sondern emergiert aus physikalischen Veränderungsprozessen. Dies stützt die These des Textes aus naturphilosophischer Perspektive eindrucklich.

2.3 Kritische Bewertung

Das Argument ist kohärent und anschlussfähig an aktuelle Debatten in der Physik. Kritisch ist anzumerken, dass die Frage der Zeitrichtung (Zeitpfeil) damit nicht beantwortet ist: Warum ist Veränderung gerichtet? Thermodynamische Überlegungen (Boltzmann 1896) zeigen, dass der Zeitpfeil mit dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik zusammenhängt – eine Komplexität, die im Text unberücksichtigt bleibt.

3. Raum als Eigenschaft: Die Dreidimensionalität der Existenz

3.1 Das Argument

Der Text postuliert, Existenzen müssten die Eigenschaft "Ort" mit drei Dimensionen besitzen, damit sie unterscheidbar sind. Der "Abstand" zwischen Existenzen wird als emergente Eigenschaft der Wechselwirkung zweier Orte beschrieben.

3.2 Philosophiegeschichtliche Einordnung

Leibniz hatte gegen Newtons absoluten Raum argumentiert, Raum sei nichts als die Ordnung koexistierender Dinge (Leibniz an Clarke, 3. Brief, 1715–1716). Diese relationale Raumauffassung ist der These des Textes strukturell verwandt. Ernst Cassirer hat diese Position in Substanzbegriff und Funktionsbegriff (1910) als Übergang vom Substanzdenken zum Relationsbegriff systematisch ausgearbeitet (Cassirer 1910, S. 283–290).

3.3 Kritische Bewertung

Die Behauptung, drei Dimensionen seien notwendig, ist im Text nicht begründet. Physikalische Theorien wie die Stringtheorie operieren mit bis zu elf Dimensionen (Polchinski 1998, S. 1–14). Die Dreidimensionalität erscheint als empirisch motivierte, jedoch nicht logisch notwendige Annahme.

4. Bewusstsein als selbstreferenzielle Eigenschaft

4.1 Das Argument

Bewusstsein wird im Text als Eigenschaft eines physischen Systems beschrieben, das Teilsysteme enthält, welche wiederum andere Teile des Systems wahrnehmen können. Bewusstsein ist damit eine emergente, selbstreferenzielle Eigenschaft des Körpers.

4.2 Philosophiegeschichtliche Einordnung

Diese Position entspricht einem naturalistischen Emergentismus, wie er von John Searle in *The Rediscovery of the Mind* (1992) vertreten wird: Bewusstsein ist eine biologische Eigenschaft des Gehirns, die aus neuronalen Prozessen emergiert (Searle 1992, S. 111–112). Die These des Textes, dass wir uns nicht vollständig selbst wahrnehmen, findet eine Entsprechung in Freuds Konzept des Unbewussten (Freud 1915) und in Varela, Thompson und Roschs Enaktivismus in *The Embodied Mind* (1991), wonach Kognition im Leib verkörpert und stets perspektivisch begrenzt ist.

4.3 Kritische Bewertung

Die Skizze ist plausibel, aber rudimentär. Das Hard Problem of Consciousness (Chalmers 1996, S. 4–11) – warum physische Prozesse subjektives Erleben erzeugen – bleibt unbehandelt. Der Text beschreibt funktionale Selbstreferenz, sagt aber nichts darüber, warum diese von innen als Qualia erlebt wird.

5. Schlussfolgerungen des Textes: Kritische Prüfung

5.1 "Gott macht keinen Sinn"

Das Argument: Eine sich selbst genügende, einzige Existenz wäre nicht vom Nichts unterscheidbar. Dieses Argument berührt Spinozas Deus sive Natura – Gott als einzige Substanz (Spinoza 1677, *Ethica* I, Prop. 14). Tatsächlich ergibt sich für den Spinozistischen Gott das vom Text diagnostizierte Problem: Ohne Gegenüber hätte eine absolut einzige Substanz keine erkennbaren Eigenschaften. Das Argument ist philosophisch originell und kohärent, setzt aber den im Text etablierten epistemischen Existenzbegriff voraus. Theisten könnten entgegnen, dass Gott durch innere Differenzierungen (z. B. trinitarische Theologie, Prozesstheologie) dem Einwand entgeht.

5.2 "Unsere Wirklichkeit ist keine Simulation"

Das Argument: Eine Simulation und die "echte" Wirklichkeit müssten unterscheidbar sein, sonst sei die Unterscheidung sinnlos. Dies ist ein eleganter Anwendungsfall des Verifikationsprinzips im Geiste des logischen Empirismus (Carnap 1932, S. 220–221) sowie von Ockhams Rasiermesser. Es berührt auch Hilary Putnams Gedankenexperiment des "Gehirns im Tank" (Putnam 1981, S. 1–21). Der Text zieht daraus nicht skeptische Resignation, sondern ontologische Irrelevanz der Unterscheidung.

5.3 "Mathematik existiert nicht als eigene Wirklichkeit"

Das Argument wendet sich gegen mathematischen Platonismus (Frege 1884; Gödel 1947). Es vertritt eine naturalistische Position: Mathematische Objekte sind Eigenschaften physischer oder mentaler Prozesse, keine eigenständigen Entitäten. Dies entspricht dem Nominalismus (Field 1980, S. 1–7). Das Argument ist plausibel, steht aber vor der Schwierigkeit, die unvernünftige Effektivität der Mathematik (Wigner 1960) zu erklären: Warum beschreibt Mathematik die physische Welt so präzise, wenn sie nur deren Eigenschaft ist?

6. Gesamtbewertung

Der Text entwickelt eine kohärente relationale Ontologie, die in wesentlichen Zügen mit Leibniz, Whitehead, Mach und Rovelli übereinstimmt. Die Ableitung von Zeit und Raum als emergente Eigenschaften der Wechselwirkung ist philosophisch anspruchsvoll und naturwissenschaftlich anschlussfähig. Die Kritik an Gotteskonzepten, Simulationstheorien und mathematischem Platonismus ist argumentativ stimmig, setzt aber stets den gewählten epistemischen Existenzbegriff voraus.

Offene Fragen bleiben: Das Hard Problem of Consciousness, der Zeitpfeil, die logische Notwendigkeit der Dreidimensionalität und Leibniz' Grundfrage – "Warum ist etwas und nicht nichts?" (Leibniz 1714) – die der Text nicht explizit adressiert, obwohl seine relationale Ontologie zumindest einen Ansatz zur Antwort enthält: Nichts wäre eine Existenz ohne Eigenschaft und ohne Wechselwirkung – und damit per definitionem ununterscheidbar von Existenz selbst.

Quellen (ISO 690)

- Aristoteles: *Physik*. Übers. von Hans Günter Zekl. Hamburg: Meiner, 1987. (Orig. ca. 350 v. Chr.)
- Augustinus, Aurelius: *Confessiones*. Übers. von Kurt Flasch und Burkhard Mojsisch. Stuttgart: Reclam, 1989. (Orig. ca. 397–401 n. Chr.)
- Barbour, Julian: *The End of Time: The Next Revolution in Physics*. Oxford: Oxford University Press, 1999. ISBN 978-0-19-511729-7.
- Boltzmann, Ludwig: *Vorlesungen über Gastheorie*. 2 Bde. Leipzig: Barth, 1896–1898.
- Carnap, Rudolf: Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache. In: *Erkenntnis*, Jg. 2, 1932, S. 219–241.
- Cassirer, Ernst: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*. Berlin: Bruno Cassirer, 1910.
- Chalmers, David J.: *The Conscious Mind: In Search of a Fundamental Theory*. New York: Oxford University Press, 1996. ISBN 978-0-19-511789-1.
- Field, Hartry H.: *Science Without Numbers: A Defence of Nominalism*. Princeton: Princeton University Press, 1980. ISBN 978-0-691-07219-9.
- Frege, Gottlob: *Die Grundlagen der Arithmetik*. Breslau: Koebner, 1884.
- Freud, Sigmund: Das Unbewusste. In: *Gesammelte Werke*, Bd. 10. Frankfurt a. M.: Fischer, 1946, S. 264–303. (Orig. 1915.)
- Gödel, Kurt: What is Cantor's Continuum Problem? In: *American Mathematical Monthly*, Jg. 54, Nr. 9, 1947, S. 515–525.
- Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. 2. Aufl. Riga: Hartknoch, 1787. (Zit. nach: Akademie-Ausgabe, Bd. III. Berlin: de Gruyter, 1968.)
- Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Monadologie*. 1714. (Dt. Übers. von Ulrich Johannes Schneider. Stuttgart: Reclam, 1998.)
- Leibniz, Gottfried Wilhelm: *Principes de la Nature et de la Grâce*. 1714. (Dt. in: *Philosophische Schriften*, Bd. 6. Frankfurt a. M.: Insel, 1996.)
- Leibniz, Gottfried Wilhelm / Clarke, Samuel: *Der Leibniz-Clarke-Briefwechsel*. Übers. von Volker Schürmann. Hamburg: Meiner, 1990. (Orig. 1715–1716.)
- Mach, Ernst: *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*. Jena: Fischer, 1886.
- Polchinski, Joseph: *String Theory*. 2 Bde. Cambridge: Cambridge University Press, 1998. ISBN 978-0-521-63303-1.
- Putnam, Hilary: *Reason, Truth and History*. Cambridge: Cambridge University Press, 1981. ISBN 978-0-521-29776-3.
- Rovelli, Carlo: *Die Ordnung der Zeit*. Übers. von Enrico Heinemann. Reinbek: Rowohlt, 2018. ISBN 978-3-498-03022-7.
- Searle, John R.: *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge, MA: MIT Press, 1992. ISBN 978-0-262-19315-3.

Spinoza, Baruch de: *Ethica ordine geometrico demonstrata*. Amsterdam: posthum 1677. (Dt.: *Ethik*. Übers. von Wolfgang Bartuschat. Hamburg: Meiner, 2015.)

Varela, Francisco J.; Thompson, Evan; Rosch, Eleanor: *The Embodied Mind*. Cambridge, MA: MIT Press, 1991. ISBN 978-0-262-72021-4.

Whitehead, Alfred North: *Process and Reality: An Essay in Cosmology*. New York: Macmillan, 1929. (Corrected ed. New York: Free Press, 1978.) ISBN 978-0-02-934580-5.

Wigner, Eugene P.: The Unreasonable Effectiveness of Mathematics in the Natural Sciences. In: *Communications on Pure and Applied Mathematics*, Jg. 13, Nr. 1, 1960, S. 1–14.